
Obamas Kandidatur stärkt das Selbstbewusstsein der Schwarzen

GASTBEITRAG VON ANDREW KATUMBA*

DIE NACHRICHT: Gestern erklärte Hillary Clinton ihren Ausstieg aus dem Rennen um die US-Präsidentschaft. Damit ist Barack Obama der erste afroamerikanische Präsidentschaftskandidat in der Geschichte der USA.

DER KOMMENTAR: Bereits jetzt hat der schwarze Senator aus Illinois Geschichte geschrieben. Eine Schar von Kolumnisten und Analysten versucht derzeit, das Phänomen und politische Ausnahmetalent Obama zu erklären. Hat er Erfolg wegen seines Charismas? Oder verdankt er seine Kandidatur George W. Bush, der es wie kein anderer Präsident geschafft hat, das Land in den Abgrund zu ziehen? Sicher ist: Die Menschen in den USA sehnen sich nach einem Wandel. Und keiner repräsentiert den Wandel so offensichtlich wie Barack Obama. Er ist die strahlende Figur am Himmel altgedienter, blasser Parteieliten. Doch wie hoch darf dieser Polit-Ikarus fliegen, bevor seine Flügel schmelzen?

Als erste schwarze Abgeordnete des US-Repräsentantenhauses bewarb sich Shirley Chisholm im Jahr 1972 für das höchste Amt im Land. Doch sie konnte damals lediglich 152 Delegierte hinter sich scharen. Jesse Jackson war der zweite dunkelhäutige Kandidat, er erreichte 1984 in den Vorwahlen nur den dritten Platz. Beide Kandidaten waren stark geprägt von der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den USA. Es gelang ihnen nicht, aus dem Schatten ihrer Stigmatisierung herauszutreten und sich als Kandidaten breiter Bevölkerungsschichten anzupreisen. Barack Obama hingegen wuchs als Sohn eines Kenianers und einer Amerikanerin in Hawaii und Indonesien auf – und war somit nicht im selben Ausmass durch die leidvolle Geschichte der schwarzen Bevölkerung Amerikas belastet.

Dass Obama keine schwarzen Vorfahren in den USA hat, wurde ihm zu Beginn seiner Kandidatur schwer angelastet. In den Medien entbrannte eine heftige Debatte über die Herkunft «echter» schwarzer Amerikaner. Obama musste sich zuerst nicht nur die Gunst der weissen Wählerschaft sichern, er musste auch von der schwarzen Community als einer der ihren akzeptiert werden. Es gelang ihm geschickt, die Vorbehalte seiner Person gegenüber zu zerstreuen und sich als Kandidat eines multikulturellen Amerikas zu positionieren. Unterstützung erhielt er von seinen Halbschwestern Auma Obama aus Kenia und Maya Soetoro-Ng aus Indonesien.

«Es gibt nicht ein liberales Amerika und ein konservatives Amerika. Es gibt nur die Vereinigten Staaten von Amerika.» Mit diesem Satz verschaffte sich Barack Obama im Vorwahlkampf Gehör. Er macht sich stark für eine pluralistische Gesellschaft, die fähig ist, ihre Differenzen zu überwinden, um einen neuen Weg zu beschreiten. Der Senator aus Illinois verkörpert den innigen Wunsch einer Nation nach Wandel – einer Nation, die von Krieg und Terror gebeutelt ist und die am Rande einer Rezession steht. Vielen Menschen dient der Schwarze Obama als Projektionsfläche für ihre Wunschvorstellung einer mannigfaltigen Gesellschaft. Ob es ihm gelingen wird, den amerikanischen Supertanker auf einen anderen weltpolitischen Kurs zu bringen, ist vorerst jedoch offen.

Obamas Kandidatur ist Balsam für das Selbstverständnis und für das Selbstbewusstsein der schwarzen Bevölkerung in den USA. In gewissen Staaten des Landes werden Menschen anderer Hautfarbe oder Herkunft nach wie vor diskriminiert. Die Rassentrennung wurde erst 1964 gesetzlich aufgehoben. Vor diesem Hintergrund kann die Bedeutung eines Präsidenten mit afrikanischen Wurzeln kaum deutlicher hervorgehoben werden. Es ist

George W. Bush zwar anzurechnen, dass er Colin Powell zum ersten afroamerikanischen Aussenminister machte und später Condolezza Rice auf diesen Posten setzte. Doch der Kampf gegen den Terror überschattet diese Errungenschaften.

Die Wahl Barack Hussein Obamas zum 44. Präsidenten der USA würde die historischen Risse in der Rassenfrage kitzeln helfen und den Weg frei machen für eine multi-ethnische Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Der afroamerikanischen Gemeinschaft würde daraus neues Selbstvertrauen erwachsen. Sie könnte endlich Frieden schliessen mit ihrer eigenen leidvollen Sklavengeschichte und den Weg heraus aus der Opferrolle finden. Obama elektrisiert die Menschen weit über die Landesgrenzen hinaus. Als Präsident mit einem arabischen Mittelnamen und einem Einblick in die islamische Welt bringt er die Voraussetzungen mit, um den Friedensprozess im Nahen Osten zu beschleunigen. Bleibt zu hoffen, dass für ihn die nächsten fünf Wahlmonate so erfolgreich verlaufen wie bis anhin.

Seine Wahl wäre ein Gewinn für Europa und eine Hoffnung für Afrika. Die Ressourcen des schwarzen Kontinents werden weiterhin geplündert. Freiheit, Demokratie und Menschenrechte bleiben dabei zu oft auf der Strecke. Afrika braucht einen starken strategischen Partner, um die gesellschaftlichen Reformen voranzutreiben und die Länder aus ihren zum Teil selbstverschuldeten Sackgassen herauszuführen. Ein amerikanischer Präsident mit afrikanischen Wurzeln wäre ein idealer Partner dafür.

* Andrew Katumba, 37, ist SP-Gemeinderat in Zürich und Regisseur. Seine Mutter stammt aus der Ukraine, sein Vater aus Uganda.